„Wir hassen Lea M.“

Als Schülerin wurde unsere Autorin gemobbt. Bis heute leidet sie darunter und schämt sich sogar – dann beschließt sie, mit den Tätern von damals zu sprechen

Von Lea Mohr, SZ-Magazin, 09.01.2025

Es kostet 123 Euro und 34 Cent, um mit einem der Männer zu sprechen, die mich in meiner Jugend beleidigt und getreten haben. 579 Kilometer von meiner Haustür in Berlin bis zu seiner in Köln. Viereinhalb Stunden Fahrt und sechs Stufen, um jetzt unter dem Vordach eines weißen Hauses zu stehen, in dem er wohnt. Vor einer Klingel, auf die ich seit fünf Minuten nicht drücken kann. Immer wieder hebe ich den rechten Zeigefinger, sehe meine Hand zittern. Ich denke an die Schulzeit. An die Sätze, die er und fünf andere mir manchmal zugerufen, mir manchmal geschrieben haben: „Du bist hässlich“, „Du stinkst”, „Du bist fett“.

Ich schaue auf mein Handy: 16:18 Uhr. Schon 18 Minuten zu spät. Meinem Partner, der um die Ecke steht und erst seit Kurzem weiß, warum ich hier bin, schreibe ich: „Ich glaube, ich schaff’s nicht“, dann werfe ich mein Handy wieder in die Tasche. Ich denke an eine Freundin, die mir vor der Fahrt nach Köln sagte, dass mich meine Jugend noch immer im Griff habe. „Aber wenn du das gemacht hast, dann hast du sie im Griff“, sagte sie. Und plötzlich, es ist keine Entscheidung, eher ein Reflex, drücke ich ganz schnell auf die Klingel. Es dauert nur Sekunden, dann höre ich es summen.

Mindestens einmal im Monat denke ich an meine Schulzeit. Erst vorige Woche wieder, als ich in der U-Bahn auf dem Weg nach Berlin-Mitte saß. An der Haltestelle Hermannstraße stiegen Jugendliche ein. Die Jeans-Hosen nicht mehr ganz so tief hängend wie in den frühen 2000ern, in denen ich aufs Gymnasium ging. Aber immer noch weit. Immer noch weiße Nike Airforce. Immer noch dieser süßliche, pubertäre Schweißgeruch. Immer noch Vanille-Deo. Immer noch lautes Gerede, weil alle wissen sollen, wie erwachsen sie sind. Und plötzlich ist alles wieder da.

Ich denke an die Gruppe: „Wir hassen Lea M.“ auf Schüler-VZ, damals einer der ersten Social-Media-Kanäle. Fast alle aus meiner Klasse waren darin. Ich weiß noch, wie peinlich es mir war, sie meiner Mutter zu zeigen. Ich denke an die Sozialarbeiterin, die irgendwann in meine Klasse kam, um das Mobbing zu beenden. An ihr kleines Tattoo auf der Stirn: schon ganz verlebt, eigentlich nur noch ein kleiner Farbklecks. Ich denke an den Zettel, der mal durch meine Klasse ging und den ich abfing: „Lea trägt von Motten zerfressene Kleider“. Ich erinnere mich an die Verzweiflung. An mein Weinen vor und nach der Schule. Daran, wie ich meine Mutter anbettelte, zuhause bleiben zu dürfen. Und wie sie dann immer zu mir sagte: „Du schaffst das.“ So, als wollte sie das auch zu sich selbst sagen.

Ich reagiere fast immer körperlich auf diese Erinnerungen. Winde mich auf meinem Sitz, schüttle manchmal mit dem Kopf, wedle mit den Händen. Verhalten, mit dem ich in der U8 in Berlin zum Glück nie auffalle. Es ist, als würde mein Körper versuchen, rauszuschütteln, was ihm eingeschrieben ist: Scham. Darüber, dass ich als Jugendliche gemobbt worden bin. Dass mich Menschen für mein Aussehen hassten. Für meine Kleidung, mein Gewicht. Dass Mitschülerinnen und Mitschüler mit mir eine Zeit lang nicht befreundet sein wollten. Aber auch dafür, dass ich irgendwann nur noch eines wollte: gefallen. Ich schäme mich. Mit 30, mehr als 15 Jahre später.

Als ich die Haustür in Köln hinter mir schließe, hole ich schnell einen kleinen Handspiegel aus meiner Tasche. Ich will prüfen, wie ich aussehe. „Sicherheitsverhalten“ nennt meine Therapeutin das. Dinge, die ich mache, um Ängste zu reduzieren. In diesem Fall: die Angst vor einem negativen Urteil, so wie früher. Auf dem Weg nach oben denke ich, dass ich auf keinen Fall heulen will. Dass ich nicht schwach wirken will. Und wie sagt man sich eigentlich Hallo nach so vielen Jahren? Wenn man sich trifft, um über so etwas zu sprechen? Bevor ich das entscheiden kann, höre ich ein „Hallo Lea“ durchs Treppenhaus hallen. Noch zwei Stufen, ich mache einen Schritt um die Ecke, und da steht Tom in der Tür. Sieht aus wie früher, denke ich. Nur auf der Stirn, wo früher Akne war, haben sich kleine Narben in die Haut gegraben. Tom öffnet die Arme, sagt: „Wir haben uns ewig nicht gesehen“ – und umarmt mich.

Als ich beschlossen habe, den fünf Männern, die mich während meiner Schulzeit gemobbt haben, zu schreiben, dauert es Wochen, bis ich es auch wirklich mache. Fast jeden Tag überlege ich, wie

ich es am besten angehe. Rufe ich an? Wem schreibe ich zuerst? Was schreibe ich? Ich gebe ihre Vor- und Nachnamen bei Google ein. Schaue mir ihre Profile auf Instagram an. Sehe mit Weichzeichner bearbeitete Pärchen-Selfies. Urlaubsfotos von einer Männergruppe auf Ibiza. Sehe ein Video, in dem einer von ihnen mit geschlossenen Augen und Gitarre in die Kamera singt. Ich denke Sätze wie: Ganz schön fett geworden. Oder: Das ist so peinlich. In meinen Bewertungen bin ich so grausam wie die Jungen von damals. Ich merke, wie verletzt ich noch immer bin. Und dass ich will, dass sie es auch sind.

Vier von ihnen schreibe ich auf Instagram, einem auf LinkedIn. Jedes Mal fast die gleiche Nachricht: Hallo Du :), ich hoffe, ich überfalle dich jetzt nicht zu sehr mit meiner Nachricht ... sitze an einem Artikel über meine Schulzeit, die ja in großen Teilen, wie du weißt, ziemlich schlimm für mich war … Ich wäre dir total dankbar … Keine Sorge, das ist kein Interview oder dergleichen … erstmal ganz unverbindlich am Telefon … Ich hoffe, du meldest dich zurück, und dass es dir gut geht. Grüße, Lea“.

Was ich eigentlich schreiben will: Ihr seid es mir schuldig, mit mir zu sprechen. Euch bei mir zu entschuldigen. Euch zu schämen.

Bis heute fürchte ich mich, wenn ich an diese Männer denke. Vor ihren Blicken, ihren Urteilen. Der französische Soziologe Didier Eribon hat in seinem Buch *Eine Arbeiterin* über diese Angst geschrieben. Angesehen werden heiße „zum Objekt gemacht werden“. Der andere sehe Dinge, die man gern verbergen wolle: den Körper, das Gesicht, die Bewegungen, das Auftreten. „Und nicht nur sieht er all das, er entscheidet auch, was er sieht und was davon er im Gedächtnis behält.“ Dieser Kontrollverlust löst Scham aus. Auch deshalb, meint Eribon, sage die Hauptfigur in Jean-Paul Sartres Buch *Geschlossene Gesellschaft* den Satz: „Die Hölle, das sind die anderen“, als er die „konstituierende Kraft des Blicks einer anderen Figur auf sich spürt“.

In Toms Wohnung ist alles grau oder weiß. Es riecht nach Rose und dem Holz neuer Möbel. Im Wohnzimmer sind mehrere Kerzen angezündet. Auf einem Bild steht etwas von einer „To do List”: „Practice Kindness“, „Be Thankful”, “Breathe Deeply”, “Enjoy Life”, “Love”. Ich stelle meine Tasche an einem Holztisch ab, an dem schwarze Lederstühle stehen. Tom holt mir ein Glas Wasser, erzählt, dass er später noch zum Fußballgucken verabredet ist. Ich könne gern mitkommen, wenn

ich wolle. Ich schaue an meinem Körper runter. Meine Hände zittern noch immer. Ich stelle mir vor, wie wir zusammen Fußball sehen, und muss fast ein bisschen lachen.

Tom heißt eigentlich nicht Tom. Er hat mich nicht gebeten, ihn zu anonymisieren. Aber so ist es mir lieber. Ich will niemanden anklagen. Niemanden zur Zielscheibe machen. Als sich Tom mir gegenüber an den Tisch setzt, suche ich nach Zeichen der Nervosität. Nach einer zitternden Stimme, nach dem Versuch, mir nicht in die Augen zu sehen. Aber da ist nichts. Er wirkt ganz ruhig.

Seine Augenbrauen sind immer noch so dicht wie in der Schulzeit. Die Nase weich und rund. Nur an den Wangen, wo früher alles glatt war, wächst mittlerweile ein Bart. Tom trägt eine Jogginghose und Socken, ich Lederstiefel und einen zugebundenen Mantel. Auch unsere Kleider erzählen, wer sich hier wohl und wer sich unwohl fühlt.

Als wir vor acht Monaten zum ersten Mal telefonierten, sagte Tom: „Mir geht das bis heute alles nach.“ Ich freute mich über diesen Satz. Glaubte, dass ich nicht die Einzige bin, die unter diesen Erinnerungen leidet. Acht Monate lang erhoffte ich mir viel von diesem Gespräch. Stellte mir vor, wie er sich bei mir entschuldigen würde. Wie er sagen würde, dass er sich für das Mobbing schäme. Acht Monate lang war ich mir sicher, dass seine Scham mir meine nehmen würde.

Ich frage ihn: „Warst du aufgeregt, dass ich komme?“ Er antwortet: „Nee, ich habe mich tatsächlich gefreut, dich zu sehen nach so einer langen Zeit.“ Ich merke, dass mich seine Antwort stört. Dass sie meine Reaktion vor seiner Haustür lächerlich macht. Dass die Situation plötzlich so harmlos wirkt. Wieso habe ich Angst vor jemandem, der sich freut, mich zu sehen? Der mit mir Fußball gucken will? Der mir angeboten hat, mich vom Bahnhof abzuholen? Ich spüre das Missverhältnis, das im Raum steht: Er trifft nur eine alte Klassenkameradin, auf die er sich freut. Ich einen Mann, der mich gemobbt hat.

Ich: „Wie hat sich das angefühlt, deiner Freundin zu erklären, warum ich komme?“
Er: „Ich meine, diese, ich sage es jetzt mal, Tat an sich, dieser Hinterntritt, an den kann ich mich noch erinnern. Das ist ein bisschen so, wow, warum hast du das gemacht? Es ist ein unwohles Gefühl, aber ich glaube, man kann da super offen auch mit umgehen.“

Ich weiche seinem Blick aus, als er das Wort „Hinterntritt“ sagt. Was er mit diesem Wort meint, habe ich an einem Nachmittag nach der Schule erlebt: Ich bin da vielleicht 14 und laufe zu einer Bushaltestelle in der Nähe meiner Schule. Schon von Weitem sehe ich mindestens drei von ihnen auf mich warten. Rechts an mir fahren Autos vorbei. Ich bleibe kurz stehen, warte, bis zwischen den Autos eine größere Lücke entsteht und wechsle dann die Straßenseite. Sie machen das Gleiche. Plötzlich stellen sie sich einander gegenüber, bilden eine Art Gasse. Ich weiß, dass ich dort hindurchgehen soll. Muss. Anders werden sie mich nicht vorbeilassen. Also unterdrücke ich das Bedürfnis, wegzurennen, und laufe direkt in sie rein.

Den ersten Tritt spüre ich am unteren Rücken. Ich gehe einen Schritt weiter. Der zweite trifft mich am Po. Dann noch einer. Noch einer. Auf der anderen Straßenseite schreit eine Frau, sie sollen aufhören. Als das nicht passiert, rennt sie über die Straße zu uns, schreit wieder. Bis heute erinnere ich mich an ihr Gesicht. An die tiefe Falte zwischen ihren Augenbrauen, während sie schrie. An ihre braunen Haare, die sie zu einem tiefen Pferdeschwanz gebunden hatte. Ich sage nichts. Nichts zu den Jungen, nichts zu der Frau. Ich laufe einfach weiter.

Tom weiß das alles nicht mehr. Erinnert sich nur noch an „den Hinterntritt“. An die Gespräche, die es danach gab. An die Rüge des Schulleiters. Daran, dass er kurz danach die Schule wechselte. Er weiß auch nichts mehr von den Beleidigungen. Dass sie lachten, wenn ich in den Raum kam. Ich erinnere ihn daran. Will sehen, wie er reagiert. Er zieht die Augenbrauen hoch, sagt dann: „Dass das so ein Ausmaß hatte, habe ich nicht mehr im Hinterkopf, crazy, okay.“

Viermal wird Tom in der nächsten Stunde sagen, dass er nicht so ein Mensch war, „der so etwas gemacht hat“. „Der Menschen oder Leute bloßgestellt hat.“ „Der irgendjemanden in die Ecke gedrängt hat.“ „Ich bin eigentlich nicht so ein Mensch.“ Als könnten diese Sätze das Mobbing von damals zurücknehmen. Beweisen, dass es eigentlich nicht er es gewesen ist, der das getan hat. Ich frage Tom, ob er ein Mitläufer war. Er antwortet: „Initiiert habe ich es nicht. Deswegen wundert es mich auch, dass dieser Tritt passiert ist. Aber das soll keine Entschuldigung sein, ganz im Gegenteil.“

Tom sagt, die anderen wollten immer „cool” sein voreinander. „Sobald da zwei, drei, vier Jungs rumstanden, wurde es echt fies. Die haben sich dann immer einen rausgepickt und bloßgestellt”,

sagt er. Hat er mitgemacht, weil er Angst hatte? „Könnte ich mir gut vorstellen“, antwortet Tom. Er sei immer auf “dünnem Eis” gelaufen. „Es war nett und schön, und ruck, zuck hat sich das Blatt gewendet, und dann warst du der Idiot, der eine abbekommen hat.“

Ich erinnere mich an ihn. An diesen großen, schmalen Jungen, dessen Gewicht und Akne von den anderen Jungen immer kommentiert wurde. Dem gesagt wurde, er solle mal ins „Gym pumpen“ gehen. Ich verstehe, warum Tom mitgemacht hat, und will trotzdem kein Mitleid mit ihm haben. Denn ob einer aus Angst oder Hass zutritt: Der Schmerz ist der gleiche.

Als ich Tom frage, ob er in den vergangenen Jahren mal an das Mobbing gedacht hat, sagt er sofort: „Ehrlicherweise nicht.“ Wir seien „danach“ ja auch „Freunde“ gewesen. Diese Zeit habe das Mobbing „überlagert“. Bei mir war es genau andersherum, denke ich sofort.

Ich frage: „Weißt du denn noch, warum es sich vor allem gegen mich gerichtet hat?“ Nein, er wisse es nicht mehr. Ich atme durch, merke, wie verzweifelt ich mittlerweile bin. Weil es mir wichtig ist, dass auch er sich erinnert. Also versuche ich, ihn an mögliche Gründe zu erinnern. Sage, dass sie oft mein Aussehen kommentierten, mein Gewicht. Er blickt kurz an die Decke, als würde er versuchen, mich zu sehen, und sagt dann: „Ich könnte dich jetzt gar nicht in Bildern fassen.“

Wieso bin ich überhaupt hier? Immer wieder frage ich mich das, während er spricht. Ich spüre, wie sich 15 Jahre anderes Leben auf seine Erinnerungen gelegt haben, während die Schulzeit bei mir immer mitlief. Ich sage: „Weißt du, für mich war das total wichtig und hat meine ganzen Zwanziger geprägt. Ich finde es unfair, dass du dich nicht mehr erinnerst.“ Er stimmt mir zu, sagt, dass er vielleicht auch vieles „verdrängt“ habe. Aber auch das reicht mir nicht, also erinnere ich ihn an unser Telefonat vor acht Monaten. Da habe er doch gesagt, es gehe ihm nach. „Erinnerst du dich?“ Er nickt, gibt jetzt zu, dass er manchmal daran denke, wenn andere über Mobbing sprechen, und sagt dann: „Das ist wie ein schwarzer Fleck, den man nicht mehr loswaschen kann.“

Es ist der einzige Moment, in dem das Missverhältnis im Raum verschwindet. Der einzige Moment, in dem eine Frau einen Mann trifft, der sie beleidigt und getreten hat. Und in dem ein Mann eine Frau trifft, die er beleidigt und getreten hat.

Von Toms Wohnung bis zum Hauptbahnhof in Köln sind es 22 Minuten Fußweg, in denen ich mir plötzlich selbst nicht mehr glaube. In denen ich immer wieder sage: Ich schreibe diesen Text doch nicht. In denen ich meinen Partner, der neben mir läuft, frage, ob ich übertreibe. Vielleicht war es ja gar nicht so schlimm. Was, wenn ich alles falsch in Erinnerung habe? Wenn jemand sagen wird, ich lüge? Und wie kann ich ein Opfer sein, wenn Tom sagt, wir seien Freunde gewesen?

„Opfer wollen validiert werden“, erklärt mir Dieter Wolke, als ich ihm von diesen 22 Minuten Fußweg erzähle. Er ist Professor für Entwicklungspsychologie an der Universität Warwick in England. Seit mehr als 20 Jahren versucht er zu verstehen, warum Menschen mobben und welche Konsequenzen es hat. Wolke sagt, dass es Opfern wichtig sei zu wissen: Ich bilde mir das nicht ein; es ist so passiert, wie ich mich erinnere. Das Bedürfnis dahinter sei die Furcht, dass einem nicht geglaubt werde. „Und das ist ja auch nicht unrealistisch. Viele Täter streiten Vorwürfe ab oder spielen sie runter“, sagt Dieter Wolke.

Im Gespräch mit ihm realisiere ich, wie typisch alles an meiner Geschichte ist. Etwa, dass mir das mit 14 Jahren passierte. Das Alter zwischen 13 und 15 sei nämlich eine „Hochphase des Mobbings“, sagt Wolke. Die Sexualität kommt nun ins Leben der Jugendlichen und damit das Bedürfnis, sich zu beweisen.

Als ich Wolke erzähle, dass ich mich für das Mobbing schäme, sagt er: „Das höre ich oft. Deshalb reden auch 30 Prozent der Mobbingopfer gar nicht darüber.“ Viele von ihnen seien sich sicher, dass etwas mit ihnen nicht stimme. Sonst würden sie ja nicht gemobbt. Auch ich habe das lange gedacht. Habe die Beleidigungen irgendwann geglaubt. Mir gesagt: Sowas passiert ja nicht ohne Grund. „Dabei kann jeder Opfer werden, und es passiert ja auch sehr vielen“, sagt Wolke.

Einer aktuelle Befragung der Techniker-Krankenkasse zufolge ist jedes sechste Schulkind in Deutschland betroffen ist. Beim Kinder- und Jugendtelefon „Nummer gegen Kummer“ (116 111) riefen im vergangenen Jahr 4564 Kinder an, um über Mobbing zu sprechen. Laut der Deutschen Gesetzlichen Unfallversicherung, die vor Kurzem eine repräsentative Umfrage veröffentlichte, beobachtet die Hälfte der Lehrkräfte seit der Corona-Pandemie einen Anstieg psychischer, 44 Prozent sehen einen Anstieg körperlicher Gewalt. „Und trotzdem fühlen sich viele Mobbing-Opfer einsam“, sagt Dieter Wolke. Scham isoliert.

Vier Wochen später sitze ich bei meiner Mutter im Auto. Ich beobachte sie von der Seite, während sie fährt. Sehe ihre kurzen blonden Haare, die sie in meiner Schulzeit als Bob trug. Ihren pinken Lippenstift, der früher immer rot war. Falten, die es vor 15 Jahren noch nicht gab. Im Auto riecht es nach ihrem Parfum: Jasmin und Mandarine. Ein aufdringlicher Duft, der in den Räumen hängt, wenn sie sie schon verlassen hat.

Noch bevor ich meine erste Frage stellen kann, klopft sie mit dem rechten Zeigefinger aufs Lenkrad und sagt: „Das Schlimmste ist für mich gewesen, dass diesen Jungs niemand die Handbremse gezogen hat. Dass die Eltern das abgestritten haben." Sie sagt es mit so viel Nachdruck, als habe sie 15 Jahre darauf gewartet, endlich gefragt zu werden.

Besonders zwei Mütter könne sie nicht vergessen, erzählt sie weiter. Immer wieder habe sie dort angerufen und gefleht, dass das Mobbing endlich aufhört. Und immer wieder habe sie den Satz gehört: „Mein Sohn macht sowas nicht." Sogar nach der Situation an der Bushaltestelle habe eine Mutter behauptet, ich würde lügen. „Die hat dann am Telefon gesagt, du wärst nicht ganz normal und sollst ihren Sohn in Ruhe lassen, dabei ist ja sogar eine Frau eingeschritten", ruft meine Mutter ins Auto und windet sich auf ihrem Sitz. So wie ich, wenn ich mich schäme. Nur dass es bei meiner Mutter Wut ist, die aus dem Körper will.

„Das Schlimmste für mich war …" Viermal fängt sie so einen Satz an und schüttelt dabei immer ein wenig den Kopf, als könne sie selbst nicht glauben, was sie jeweils erzählt. Das zweite Mal sagt sie ihn, als sie von den Beleidigungen spricht. „Die haben zu dir gesagt, du hättest Kleider vom Sperrmüll an, du würdest stinken, du wärst hässlich. Mit solchen Sätzen bist du heimgekommen", sagt sie ganz ruhig und blickt auf die Fahrbahn vor sich.

Jeder dieser Sätze fährt mir ein. Sie zu hören, fühlt sich erniedrigend an. Wie Schläge, die mir viel mehr weh tun und weh getan haben als die Tritte an der Bushaltestelle. Manchmal wünsche ich mir, sie hätten mich mehr getreten. Weniger zu mir gesagt. Ich denke daran, wie Menschen sie lesen werden. Wie sie mein Partner lesen wird. Was werden sie denken? Ich lege mir die Hände aufs Gesicht und fange an zu weinen, sage: „Ich schäme mich so dafür, Mama", und schaue sie dann von der Seite an.

Ich habe meine Mutter in 30 Jahren zweimal weinen sehen. Ich weiß, dass dieser Moment nicht der dritte sein wird. Dass das die Selbstbeherrschung ist, zu der sie ihre Eltern erzogen haben. Sie schaut auf die Fahrbahn vor sich und sagt nur: „Lea, da kann dir aber niemand helfen. Da musst du ganz allein durch, aber du schaffst das."

Das dritte Mal sagt meine Mutter „Das Schlimmste für mich war", als sie erzählt, wie einer der Jungen sie mal anrief. Sie wisse noch genau, wie er ihr am Telefon signalisiert habe: Wir haben die Macht, Lea fertig zu machen. Wie ohnmächtig sie sich gefühlt habe. Dabei sei sie doch die Erwachsene gewesen. Er doch das Kind. „Und dann hat er einen Satz gesagt, den ich nie mehr vergessen werde: Lea wird in dieser Klasse keine Zukunft haben", sagt sie und schüttelt wieder den Kopf.

„Wie hat sich das für dich angefühlt, Mama?" – „Für mich war das …", sagt sie und hält inne, um zu überlegen. Immer wieder hebt sie die Schultern, schüttelt den Kopf, während sie nach Worten sucht. Als gebe es dafür eigentlich keine. Dann sagt sie: „Ich habe nachts viel mit mir gekämpft und gedacht, wenn ich jetzt Schwäche zeige, dann ist es für dich noch schlimmer." Und es stimmt. Ich habe meine Mutter damals nie weinen sehen. Erinnere mich vor allem an ihre Wut. An ihre Anrufe bei der Schule, den Eltern. An ihre Drohungen, dass sie die „Presse" einschaltet, wenn das nicht endlich aufhört. Und an ihr: „Du schaffst das, Lea. Du schaffst das."

Jede Nacht überlegte meine Mutter, mich von der Schule zu nehmen. Fürchtete sich jede Nacht vor dem nächsten Tag. Davor, dass noch etwas Schlimmeres passiert. Sie sagt: „Es gibt nichts Schrecklicheres als zu merken, deinem Kind wird etwas angetan, das du nicht verhindern kannst." Und dann, als würde ihr jemand einen Vorwurf machen, betont sie: „Aber ich musste dich in die Schule schicken, du warst ja schulpflichtig."

Es ist das erste Mal, dass ich ahne, wie schlimm diese Zeit auch für sie war. Wie schwer es gewesen sein muss, ein weinendes Kind in die Schule zu bringen und dabei selbst Angst zu haben. Ich merke es auch an der Art, wie sie sich am Lenkrad festhält. Wie sie starr durch die Windschutzscheibe blickt. An den Augen, die plötzlich röter wirken als zuvor. Und es tut mir gut, das zu merken. Zu wissen: Ich bin damit eben nicht allein.

Das Mobbing dauerte mindestens ein halbes Jahr. Bis zu der Situation an der Bushaltestelle. Dann drohte der Schulleiter, alle von der Schule zu werfen. Aber noch etwas anderes trug dazu bei, erinnert sich meine Mutter: „Du hast plötzlich eine Rolle gespielt.“ Ich fing an, mich anders anzuziehen. Mich zu schminken. Ständig bettelte ich darum, neue Kleider zu bekommen. Und ich sprach plötzlich nur noch von meinem Gewicht, machte eine Diät nach der anderen. Wurde süchtig nach den Komplimenten, die ich plötzlich bekam.

In den frühen 2000ern eine Jugendliche zu sein bedeutete, dass die Oberschenkel auf keinen Fall aneinander reiben durften. Alle wollten eine „thigh gap“: Zwischen den Oberschenkeln musste eine Lücke klaffen. Wer dünn war, war schön. Wir wurden nach Punkten bewertet. Manche Mädchen waren eine Zehn, andere eine Vier. Wir machten viel, um zu den Schönsten zu gehören. Manche Mädchen zogen sogar Speed auf der Toilette, um ihren Hunger zu stillen. Es dauerte zwei Wochen, dann waren sie dünn. Bekamen auf dem Schulhof Komplimente, wurden gesehen. Waren aber auch blass, sahen erschöpft aus.

Nicht nur mein Aussehen veränderte sich, sagt meine Mutter. „Du warst plötzlich total abweisend. Mich hat mal ein Lehrer angerufen und gesagt, ihn habe noch nie ein Kind so herablassend behandelt wie du. Du hast im Prinzip das gemacht, was die mit dir gemacht haben.“ Ich weiß, von welchem Lehrer sie spricht. Erinnere mich, dass ich immer in seinem Unterricht fehlte, bis ich Attest-Pflicht bekam. Als er mich irgendwann fragte, wieso ich nicht mehr käme, sagte ich: “Das geht Sie nichts an. Sie sind nicht mein Vater.”

Ich wollte so dringend dazugehören, dass ich alles tat, um endlich auf der anderen Seite zu stehen. Ich war jetzt die, die über andere herzog. Plötzlich ging ich abends mit den Leuten aus, die mir ein halbes Jahr zuvor noch gesagt hatten, ich sei hässlich. Die mich getreten hatten. Ich weiß noch, wie ich mal auf einer Hausparty war und einer dieser Jungen laut sagte, ich sähe endlich wie jemand aus, mit dem man schlafen will. Ich wünschte, ich könnte schreiben, ich hätte ihm einen Drink ins Gesicht geschüttet. Wäre wenigstens gegangen. Aber ich war stolz. Endlich hatte ich es geschafft zu gefallen.

Als ich mit Tom über diese Zeit sprach, hatte er gesagt, wir seien „Freunde“ gewesen. Mit 14 hätte ich ihm vermutlich zugestimmt. Mit 30 sage ich: Mich anzupassen und zu gefallen kam mir damals wie der einzige Weg aus dem Hass vor.

Die Autorin Moshtari Hilal schreibt in ihrem Buch „Hässlichkeit“, dass Imitation eine Überlebensstrategie sein könne. „Sie kann bedeuten, dass wir versuchen, in der Masse unterzugehen, Normalität nachzuahmen, bis zu einer Austauschbarkeit zu verwässern, die uns aus der Vereinzelung, der Andersartigkeit, der Unsicherheit befreit. Das Assimilationsversprechen ist das Versprechen der Normalisierung unserer Existenz.“ Und genau so fühlte es sich an. Endlich war ich normal. Endlich wurde ich nicht mehr gehasst.

Ich hätte gern mit meinem damaligen Schulleiter über all das gesprochen. Hätte ihn gefragt, ob sich etwas in den vergangenen 16 Jahren verändert hat. Vor ungefähr einem Jahr telefonierten wir einmal kurz: Er könne sich an nichts mehr erinnern. Er ließ mich wissen, dass ich nur eine von vielen bin. Aber ja, wir könnten uns trotzdem gern zu einem Gespräch treffen. Doch der Termin kam nie zustande.

Von den fünf Männern, die ich angeschrieben habe, antworteten mir noch zwei weitere. Schon vor dem Gespräch mit Tom treffe ich mich mit einem von ihnen kurz per Videotelefonat. Er sagt, er wisse fast gar nichts mehr. Der andere sagt mir einen Tag vor unserem Gespräch ab. Er sei krank und werde sich nochmal bei mir melden. Aber es kommt nichts mehr. Und ich hake auch nicht mehr nach. Eigentlich bin ich sogar froh darum. Vielleicht ein Gespräch weniger, in dem ich aushalten muss, dass der andere nichts mehr von meinen Qualen weiß.

Warum schäme ich mich dafür, dass mir das passiert ist? Ein Jahr lang stelle ich mir diese Frage. Und nach einem Jahr wird mir klar, dass ich übernommen habe, was diese Jungen glaubten. Dass ich mich schämen sollte, wenn ich mich außerhalb einer Norm bewege, die Männer festgelegt haben. Wenn ich keine „thigh gap“ habe, wenn meine Hüften nicht in Kleidergröße 36 passen. Nachdem sie aufhörten, mich zu hassen, begann ich selbst damit.

Ich weiß, dass ich als Frau dazu erzogen wurde zu gefallen. Aber diese Erklärung war für mich lange auch eine Ausrede, mich dem nicht zu widersetzen. Ich habe ihren Hass und ihre Bewertungen weitergetragen. Das ist jetzt vorbei.

Hast du dich auch mal für mich geschämt? Es ist eine der ersten Fragen, die ich aufschreibe, als ich das Gespräch mit meiner Mutter vorbereite. Wochenlang fürchte ich mich vor ihrer Antwort. Ich kann mich erst am Ende unseres Gesprächs überwinden, sie zu stellen. Meine Mutter dreht sich zu mir, schaut mir direkt in die Augen und sagt: "Nein, Lea, ich habe mich nie für dich geschämt. Und ich würde mir wünschen, dass auch du damit aufhörst. Solche Männer müssen sich schämen. Und wir Frauen müssen unsere Geschichten erzählen."